In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 8. Posen, den 10. Januar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(6. Fortsetzung.)

„Dann bin ich kein vernünftiger Mensch," entgegnete Rina.

„Nein, es ist wirklich nicht vernünftig von Ihnen, zu glauben, daß der Justus jemals noch zurückkommt." So klein er war, er bückte sich noch ein wenig, um von unten her in Rinas Gesicht nach dem Eindruck seiner Worte zu spähen: „Ich sage Ihnen, und darauf nehme ich das Sakrament: der Justus ist tot. Man muß nur den Mut haben, sich das einzugestehen. Warum wollen Sie Ihre schönsten Jahre an einen Toten gebunden sein? Sehen Sie, da ist ein Gesetz, das sagt: Wenn das so und so ist und keine Wahrscheinlichkeit mehr vorhanden, daß sich einer noch am Leben befindet, so kann man um seine Todeserklärung einkommen. Und dann ist man frei."

In Rina begann sich eine Mutmaßung zu verdichten. Aber sie schwieg jetzt beharrlich, um abzuwarten, was noch kommen würde, wenn Opferkuch sein Garn weiterspann.

„Ja, ja," sagte er im Ton ehrlicher Betrübnis, „der Justus war ja mein bester Freund. Aber eben als sein Freund habe ich mir schon lange sagen müssen, der ist tot und kommt nicht wieder, und da steht die arme Frau ohne Mann und ohne Vater für ihren kleinen Lex, und da wäre es eigentlich Pflicht, sie einmal auf all das aufmerksam zu machen. Und dann habe ich mir so manches andere durch den Kopf gehen lassen. Ich hab' gedacht: da ist die Frau Saltzenbrod mit ihrem Laden, und da ist der Opferkuch mit seinem Laden, und das halbe Dorf kauft bei der Frau Saltzenbrod, und das andere halbe Dorf geht zum Opferkuch, und da muß man die Preise so halten, daß nicht viel zu verdienen ist. Und da wäre es doch viel gescheiter und besser, wenn nur ein Laden wäre, in den müßte dann das ganze Dorf gehen, und man könnte die Preise stellen wie man wollte."

Jetzt konnte Frau Rina freilich aufatmen, denn nun nahm das Ganze ja eine Wendung zum Vergnüglichen.

Sie warf das letzte Wäschestück in den Korb und sah lächelnd auf: „Sagen Sie, Herr Opferkuch, wann ist denn eigentlich Ihre Frau gestorben?"

Die Frage traf den Kaufmann so unerwartet, als habe ihm Rina plötzlich ein nasses Hemd ums Gesicht geschlagen: „Vor acht Tagen haben wir sie begraben," stammelte er verblüfft.

„Und da kommen Sie schon heute," fragte Rina mit heiterer Gelassenheit, „um mir solche — solche Vorschläge zu machen?"

Opferkuch war gänzlich um seine Fassung gebracht und trippelte erregt von einem Fuß auf den anderen: „Es muß doch alles seine Zeit haben," sagte er unsicher, „und es dauert schon eine ganze Weile, ehe das Gericht die Todeserklärung ausspricht . . . und inzwischen ist wohl auch das Trauerjahr herum . . ."

Rina bückte sich und faßte den Wäschekorb an den Henkeln, ihre runden, festen Arme strafften sich und hoben die schwere Last mühelos auf. „Wie gut Sie das alles schon ausgerechnet haben," lachte sie dem kleinen Mann in die scheu weghuschenden Augen, „aber ich kann Ihnen nicht helfen, ich weiß gewiß, daß der Justus noch lebt und daß er eines Tages da sein wird."

Und damit ließ sie den Kaufmann Opferkuch stehen und trug die Wäsche in den Garten, wo von Baum zu Baum schon die Leinen gespannt waren.

„Verdammtes Weibervolk, blödsinniges, übereinander," knurrte der kleine Mann, indem er ihrem raschen, frischen Schreiten mit zornwütigem Bedauern nachsah.

8.

Schuftl war ein guter Hund, ein sehr guter Hund, mit fast lauter prächtigen Eigenschaften. Er hatte nur eine einzige Untugend, aber die war freilich derart, daß sie gleich lebensgefährlich für ihn war, und daß der Schwager Knollmeyer schon mehr als einmal geäußert hatte, Frau Rina werde schon noch Schuftls wegen Scherereien haben. Sie entsprang keinerlei böser Gemütsart, sondern nur einem Drang nach Selbständigkeit und bestand darin, daß sich Schuftl bisweilen aufmachte und auf längere Zeit aus Haus und Hof verschwand. Wenn er seine Spaziergänge nur auf das Dorf und dessen nächste Umgebung beschränkt hätte, so hätte es dabei sein Bewenden haben können, aber er dehnte sie bis weit in die Felder hinein aus und sogar bis in den herrschaftlichen Wald.

Da saßen die Hasen in den Ackerfurchen und die Fasanen in den Büschen, und nichts glich der Lust, so einen aufreizenden Geruch in die Nase zu bekommen und die Spur zu verfolgen und hinter dem flüchtigen Gewild dreinzuhetzen, bis einem die Zunge bis auf die Erde hing und man nicht mehr konnte.

Diese Leidenschaft wäre vielleicht nicht ganz so gefährlich gewesen, wenn ein minder gestrenger Oberförster den Wildstand gehütet hätte, und wenn der Baron Kasimir ein minder aufs Weidwerk erpichter Jagdherr gewesen wäre. Aber in allem, was diesen Punkt anlangte, verstanden der Baron und seine Leute keinen Spaß, und mit frei jagenden Hunden kannten sie kein Erbarmen.

An einem Herbsttag kam der kleine Lex in den Laden gestürzt, wo Rina eben einer Kundin Kaffee zuwog, er keuchte und war ganz grün vor Entsetzen: „Mutter . . . der Schuftl . . . es ist ihm etwas geschehen."

Rina ließ den Kaffee unausgewogen und die Kundin unbedient und lief hinter Lex auf den Hof hinaus. Da lag der Schuftl, der gute Hund, vor seiner Hütte, inmitten einer Blutlache, und eine Blutspur bezeichnete den Weg, auf dem er sich heimgeschleppt hatte. Er hob matt den Kopf, sein Schwanz klopfte mühsam zwei-, dreimal den Boden. Rina sah sogleich, daß er angeschossen war, eine Ladung Schrot war ihm in einen der Hinterschenkel gedrungen, das braune Fell war zerfetzt, zwischen den zusammengedrehten Haarbüscheln quoll noch immer das Blut hervor.

Rina sandte Lex um Wasser, holte einen Fetzen, der über den Zaun zum Trocknen gebreitet war, und machte sich daran, die Wunde auszuwaschen. Der Hund winselte leise, aber sah sie aus dankbaren Augen an.

„Es ist also Ihr Hund," sagte jemand hinter der Knienden, „dieser nichtsnutzige Köter, der mir schon so-viel Aerger gemacht hat."

Sie schaute auf und erkannte den Baron in eigener Person, der offenbar die Spur des gestraften Missetäters bis hierher verfolgt hatte. Zwei Schritte hinter ihm stand der Oberförster und machte die finsterste Amtsmiene, deren er fähig war.

„Haben Sie meinen Hund angeschossen?" fragte Rina, indem sie dem Baron ihre Entrüstung in die Augen sprühte.

„Ja . . . und es tut mir nur leid, daß ich ihn nicht besser getroffen habe, damit ihm das Wildern für immer vergeht."

„Das ist . . . das ist eine Roheit," sagte Rina, nicht im mindesten eingeschüchtert durch den Herrn Baron, vor dem das ganze Dorf den Hut zog und dessen Wink jedermann Befehl war. Sie verstand gar nichts von Wildschutz und Jagdrecht, sie hatte keine Ahnung von dem Grimm des Jägers auf revierende fremde Hunde, sie sah nur, daß man Schuftl angeschossen hatte, Justus' Hund; was würde Justus sagen, wenn er heimkam und seinen Schuftl nicht fand, oder einen Schuftl, der ein armer Krüppel war?

„Sie drücken sich etwas kräftig aus," sagte der Baron, indem er einen Blick auf den Oberförster zurückwarf, als wolle er dessen Meinung zu dieser Auflehnung einholen. „Ich habe ihm schon lange aufgepaßt," fügte er hinzu, „ich kann es nicht dulden, daß Ihr Hund mein Wild jagt. Hätten Sie besser auf ihn geachtet. Es ist mein gutes Recht, solche Schädlinge zu vertilgen."

„Man übt nicht immer sein gutes Recht aus, wenn man damit einem Gottesgeschöpf Qualen bereitet," entgegnete Rina rasch. Sie sah den Baron nicht weiter an, fuhr fort, die Wunde zu waschen und strich dem leise weinenden Hund dazwischen immer wieder begütigend über den Kopf.

Der Baron aber konnte nicht anders, er mußte die Frau immer anschauen. Sie war hübsch in ihrem Zorn gewesen und war hübsch in ihrer mütterlichen Hilfsbereitschaft für das kranke Tier, man hatte ihm von ihr erzählt; das war die Frau, deren Mann vor Jahren verschwunden war. Der Baron verstand sich auf Frauen. Unter der plumpen Kleidung ahnte er die süße, volle Reife ihrer Gestalt, ihre Hüften hatten gerade die Rundung, die er liebte, ihre Schultern mußten den nackten Schimmer von Elfenbein haben, nach dem Nacken zu schließen, den er vor sich sah. Es zog ein belustigtes Lächeln um seinen Mund, ihre Ansicht, ja, es war die Ansicht einer Frau, der das edle Weidwerk fremd war, und ganz köstlich, wirklich ganz köstlich war die Frechheit, mit der sie ihm begegnet war. Vielleicht war es ganz gut, irgend etwas Versöhnliches zu sagen, eine Brücke zu schlagen, die man benützen konnte.

„Na, es wird den Hund wohl nicht das Leben kosten," meinte er. „Wenigstens merkt er sich's vielleicht für ein andermal und läuft mir nicht mehr in den Schuß."

Rina gab keine Antwort und erwiderte auch den freundlichen Gruß nicht, mit dem sich der Baron, sehr zum Erstaunen seines Oberförsters, empfahl, sie hatte ein Stück Leinwand in Streifen gerissen und versuchte Schuftls Wunde zu verbinden.

Zwei Tage später trat der Baron in Rinas Laden. Der Frau stockte das Blut, der Schwager Knollmeyer hatte ihr ordentlich den Kopf gewaschen, weil sie sich unterstanden hatte, gegen den Baron, der in seinem Recht gewesen war, so unverfroren aufzubegehren. Nun kam der Baron gewiß, um sie wegen ihrer gewagten Worte zur Rechenschaft zu ziehen.

Aber der Baron lachte und sagte: „Ich muß doch einmal nach unserem Patienten sehen."

Frau Rina atmete erleichtert auf, er hatte also ihre Kühnheit nicht weiter übel genommen, er trug ihr nichts nach, ein jähes Gefühl von Dankbarkeit überströmte sie, daß er über die peinliche Angelegenheit mit so wahrhaft kavaliersmäßiger Gelassenheit hinwegging. Da konnte man sehen, daß es wirklich etwas auf sich hatte, wenn man von Adel war, unter ihresgleichen hätte man Dinge dieser Art nicht mit so vornehmer Gebärde erledigt.

Ihre dankbare Verlegenheit machte sie noch hübscher als sonst, als sie den Baron auf den Hof und vor Schuftls Hütte führte. Der Hund lag zusammengerollt, blinzelte mißtrauisch, und aus Brusttiefen drang ein feindseliges Grollen.

„Es scheint," lachte der Baron, „er verlangt, daß ich ihn noch um Verzeihung bitten soll."

Der Baron war nicht im Jägergewand, wie das erstemal, sondern trug einen städtischen Anzug aus Tuch mit kleinen Würfeln in hellem und dunklem Braun, die Ränder in blaue Borten gefaßt. Aus der linken Brusttasche stand der Zipfel eines seidenen Taschentuchs, das war so mit Wohlgerüchen getränkt, daß man es bis zum Hoftor roch. Der Zwicker hing an einer schwarzen Seidenschnur, die über das linke Ohr gelegt und um den obersten Rockknopf geschlungen war. Einen hellen Herbstüberzieher trug er lässig über dem Arm.

Obzwar der Baron sich im gereiften Alter, vielleicht sogar schon in dessen absteigender Hälfte befand, legte er Wert auf ein jugendliches Aussehen, und ein schneidiges Auftreten strich ihm zumindest ein Dutzend von seinen Jahren ab.

Rina war nicht wenig stolz darauf, daß der Knecht Rudolf, der eben über den Hof ging, sah, in welch höflicher Haltung — man konnte es wirklich nicht anders sagen — der Baron vor ihr stand und wie angelegentlich er sich mit ihr unterhielt.

Sie war durch all dies ein wenig verwirrt, so daß sie nachher, als sie Rudolf darnach fragte, nicht hätte sagen können, wovon sie eigentlich miteinander gesprochen hatten. Von Haus und Hof und Garten und Feld, von Kind und Mann — ja, dessen erinnerte sie sich noch am deutlichsten, daß sich der Baron erkundigt hatte, wie lange es nun schon seit Justus' Verschwinden her sei und daß er sie sehr bedauert hatte, weil sie nun schon acht Jahre Witwe und doch nicht Witwe sei.

Es war ihr von diesem Gespräch eine nicht geringe Genugtuung verblieben, daß der Baron sie nicht zu gering und ungebildet erachtet hatte, von allen diesen Dingen mit ihr zu sprechen. Und auch er schien an dieser Viertelstunde auf dem Hof Gefallen gefunden zu haben, denn er kam in den nächsten Tagen noch einige Male, um sich nach Schuftls Befinden zu erkundigen und, wie das erstemal, ein Plauderviertelstündchen daran zu schließen.

Schuftl hinkte bereits auf drei Beinen über den Hof, als der Baron bei einem dieser Besuche eine unvermutete Frage an Frau Rina richtete: „Man hat mir erzählt, daß Sie geradezu eine Künstlerin in allen weiblichen Handarbeiten sind und daß die schöne Altardecke in der Kirche Ihr Werk sei. Ist das wahr?"

Der Baron hätte Frau Rina gar keine größere Freude bereiten und sie zugleich in keine glühendere Verlegenheit versetzen können, als mit dieser Frage. Wenn es etwas gab, worauf sie in all ihrer Bescheidenheit besonderen Wert legte und was sie insgeheim als einen Vorzug von anderen Frauen empfand, so war es diese Fertigkeit ihrer Hände, mit Nadel und Stickrahmen, mit Garn und Häkelnadel, mit Klöppelpolster und Klöppel, zarte und duftige oder farbenschöne Gebilde zum Schmuck des Alltags zu schaffen. So sehr sie von der Arbeit in ihrer Hauswirtschaft und dem Laden auch in Anspruch genommen war, so hatte sie doch noch immer Abendstunden frei zu machen verstanden, in denen sie an solchem Gewirk Erholung fand. Aus der Not ihrer Gedanken und ihrer leidvollen Sehnsucht nach dem Verschollenen geboren, war diese Tätigkeit eine Arznei ihrer Seele geworden und hatte sie ein wenig befriedet und besänftigt. Und dabei war der Wert ihres Werkes wie von selbst gesteigert worden, so daß Staunen ihrer Umgebung rasch in Bewunderung überging und ihr Ruf sich mit jedem neuen Stück erhöhte.

Jetzt aber, da sie so ein vornehmer Herr darnach fragte, kam ihr das alles so klein und gering vor, daß man sich schämen mußte. „Ach nein," stammelte sie glutüberströmt, „das sind doch alles nur armselige Patzereien."

„Sagen Sie das nicht," entgegnete der Baron eifrig, „warum wollen Sie Ihr Licht unter den Scheffel stellen. Ich habe mir die Altardecke angeschaut und kann Ihnen nur sagen, daß ich selten etwas so Schönes gesehen habe. Das ganze Dorf ist nicht mit Unrecht stolz auf Sie."

Rina wand sich noch immer in Scham: „Der Herr Baron hat gewiß schon viel schönere Stickereien zu Gesicht bekommen."

„Nein," beharrte der Baron, „und ich will Ihnen zeigen, wie sehr ich Ihre Kunst schätze. In meiner Schloßkapelle gibt es ein altes, ungeheuer wertvolles Altartuch. Weit hinten im Mittelalter haben sich Klosterfrauen daran die frommen Augen verdorben. Aber glauben Sie, daß die Mäuse Respekt vor etwas so Unersetzlichem hätten? Ich bin doch immer nur im Herbst für einige Jagdwochen auf dem Schloß, das ganze übrige Jahr bleibt die Kapelle geschlossen. Nun haben mir die Teufelsvieher im letzten Winter ein paar tüchtige Stücke aus meinem Altartuch herausgebissen, der halbe Verkündigungsengel ist weg, und in der Krippe fehlen mir Ochs und Esel."

„Mein Gott," sagte Rina bedauernd, „was so unvernünftiges Viehzeug für Unheil anrichten kann."

„Ich hätte natürlich schon längst den Schaden ausbessern lassen," fuhr der Baron fort, „wenn ich jemand gewußt hätte, dem ich eine solche Kostbarkeit hätte anvertrauen mögen. Jetzt aber habe ich endlich eine Künstlerin gefunden, deren Geschicklichkeit an die der alten Klosterfrauen heranreicht."

Er sah dabei Frau Rina so an, daß diese trotz aller Bescheidenheit verstehen mußte, sie sei gemeint: „Ach Gott," stammelte sie, „der Herr Baron hat eine zu gute Meinung von mir. Wenn ich den Herrn Baron nur nicht enttäusche."

Aber der Baron sagte mit einem zuversichtlichen Lächeln: „Wenn ich alles so sicher wüßte, als daß Sie mich nicht enttäuschen werden! Wenn es jemand gibt, der es trifft, so sind Sie es. Aber es ist noch etwas dabei. Das Tuch ist so morsch und brüchig, daß ich es nicht aus dem Haus geben kann. Ich darf diesen Schatz keiner Gefahr aussetzen. Sie müßten also bereit sein, die Arbeit an Ort und Stelle vorzunehmen."

Frau Rina überlegte eine Weile. Es hatte seine Schwierigkeiten, das Haus zu verlassen, um ins Schloß zu gehen; aber nicht umsonst hatte der Baron ihren Ehrgeiz angerufen, welche Auszeichnung, eine Arbeit nehmen zu dürfen, für die der Baron weitum keine geschickteren Hände gefunden hatte. Er brauchte sie nur noch ein wenig zu drängen: eine oder zwei Stunden würden sich schon hie und da den sonstigen Pflichten abzwacken lassen, dann sagte Rina zu.

Sie mochte etwa vier- oder fünfmal auf dem Schloß gewesen sein, als sie Rudolf, der Knecht, eines Abends nach dem Nachtessen fragte, wie lange die Arbeit wohl noch dauern werde.

„Ach, mein Lieber," sagte Frau Rina, „es ist doch kaum begonnen. Das ist eine heikle und langwierige Geschichte, viel schwerer, als ich es mir gedacht habe. Es soll doch so geschehen, daß niemand etwas von dem Schaden merkt, da muß man es ganz so machen, wie es die Klosterfrauen gemacht haben."

(Fortsetzung folgt.)

Naturwunder der Akustik.

Singende Felsen. — Weinendes Meer. — Tönender Sand.

In dem Brausen der Wasserfälle vernimmt man stets deutlich den c-Dürklang (c, e, g) und daneben als Baß das tiefere F. Bei großen, stark donnernden Wasserstürzen übertönt dieses F die übrigen Töne; bei weniger brausenden Fällen tritt bald das c, bald das g besonders deutlich hervor. Diese vier Töne unterscheidet man bei einiger Uebung leicht in allen rauschenden Wassern, bei starken Wasserfällen sogar in verschiedenen Oktaven. Bei kleinen Stürzen klingen die Töne eine oder zwei Oktaven höher. Am meisten kommen die Töne zu Gehör, wenn ein freier Strahl in ein großes Becken fällt. Das Gestein, auf welches die Tropfen fallen, käme sonach offenbar gar nicht in Betracht. Diese Töne werden weniger durch das Aufschlagen der stürzenden Wassermassen, als vielmehr durch das Zerplatzen der mit Luft gefüllten Wasserbläschen hervorgerufen. Es sind dies gleichsam unendlich viele kleine Explosionen, die sich in der raschen Aufeinanderfolge zum Teil zu musikalischen Klängen verbinden.

Letztere können auch unter besonders günstigen Umständen schon durch das einfache Sprudeln oder Murmeln der Wellen erzeugt werden. Der Mummelsee — ein schweigsames Gewässer — „murrt", wenn böse Stürme bevorstehen, und alle „Wetterseen" unserer Hochgebirge lassen unheimliche Stimmen vernehmen, wenn Gewitter im Anzuge sind . . . Wenn in den Schären Skandinaviens es aus dem Grunde der See heraufgröhlt, sagen die Leute, das Meer „mahlt", denn sie vergleichen das Getöse mit jenem der Mühlsteine . . . In der Fingalshöhle auf Staffa erzeugen die sanft eindringenden Wellen, die im Hintergrunde an die Basaltwand anschlagen, ein überaus melodisches Getön, dem die Höhle ihren keltischen Namen — An-na-vine, d. i. „harmonische Höhle" — verdankt. Die Wände bestehen aus prächtigen Basaltpfeilern, die 17 Meter hoch sind und bald 3, bald 4, 5, 6 und 8 Prismenflächen haben, die man bei einer starken Brise alle wie die Zungen einer ungeheueren Harmonika ertönen hören soll . . . An der arabischen Küste des Roten Meeres hört man aus dem dumpfen Brausen der Brandung mitunter ganz deutlich eine Art Singen heraus, das die Uferbewohner das „Weinen des Meeres" nennen.

Tönende Felsen sind ja nichts Seltenes. Am oberen Orinoco und zu Corichini vieja gibt es Granitfelsen, die von Zeit zu Zeit bei Sonnenaufgang unterirdische, den Orgeltönen gleichende Klänge erzeugen, weshalb die Spanier sie Loxas de Musica (musikalische Felsen) genannt haben . . . Ein anderes akustisches Phänomen dieser Art sind die tönenden Steine von Guildo in der Bretagne, die jedoch nicht spontan tönen, sondern nur, wenn man sie an bestimmten Stellen mit einem Hammer oder einem Stein anschlägt. Dann geben sie aber sehr helle Töne, und man kann, wenn man mehrere der Steine, welche wie die Tasten eines Riesenklaviers nebeneinander liegen, zugleich anschlägt, oft einen ganz deutlichen Dur-Akkord hervorbringen. Berühmt vor allen ist einer der beiden Memnonskolosse auf dem Totenfelde von Theben in Oberägypten, welcher seines „Singens" wegen durch lange Zeit als Weltwunder angestaunt wurde. Tausende und Abertausende von Menschen, Kaiser und Könige, Heerführer, Gelehrte und Schriftsteller: sie alle kamen, um den „klingenden Memnon" zu hören. Die eine (nördliche) dieser beiden gigantischen Statuen des Amenophis III. besaß die wunderbare Eigenschaft, bei Sonnenaufgang zu klingen, die sie infolge eines Sprunges durch das Erdbeben vom Jahre 27 vor Christo erlangte. Es hieß, Memnon begrüßte in einem Klageton seine Mutter Eos, die Morgenröte. Zahlreiche Inschriften von berühmten Männern des Altertums, welche Sockel und Beine der Statue bedecken, besagen, daß die Schreiber die „göttliche Stimme" vernommen haben.

Seit Beseitigung des Sprunges durch Mauerwerk (im Auftrage des Kaisers Septimus Severus) hat das laute Klingen zwar aufgehört, aber ein leises Klingen hört man nach wie vor. Die Erklärung hierfür ergibt sich aus der plötzlichen und starken Erwärmung des während der Nacht abgekühlten Standbildes, wodurch in dessen Gefüge Strukturveränderungen und kleine Risse Platz greifen, die das Klingen verursachen. Man hört derlei auch in den Tempeln von Karnak und Abydos.

Zu den merkwürdigsten Naturphänomen gehören ohne Zweifel die „singenden Täler". In einem solchen Tale hört man in der Einsamkeit des Hochwaldes von Zeit zu Zeit Glockentöne, obwohl weit und breit keine Niederlassung zu finden ist. Die Töne beginnen wie ein Hauch, schwellen allmählich an, bis sie eine unbeschreibliche Schönheit und Klangfülle erreichen, worauf sie wieder allmählich abklingen. Der Ton ist das kleine c. Die obere Oktave schwingt mit, während die Quinte verdeckt bleibt.

Auch der Sand tönt. Auf Karai, der größten der Sandwichinseln, befindet sich bei der Ortschaft Opalu eine Düne aus Korallen und Kalkfragmenten. Es ist der „bellende Sand". Wird nämlich die Masse der Düne durch irgendwelche Ursache in Bewegung gesetzt, so entsteht ein Geräusch, welches die Phantasie der Insulaner mit dem Bellen eines Hundes vergleicht. Man kennt mehrere ähnliche Phänomene. Merkwürdiges wird vom Glockenber bei der Quarantänestation Tor auf der Sinaihalbinsel berichtet. Der Berg ist 122 Meter hoch und besteht aus weißem Sandstein, dem stellenweise mächtige Lager feinen gelben Flugsandes angelangt sind. Wenn der Berg „bei Stimme" ist, glaubt man einen tiefen Orgelton zu hören. Nach den Untersuchungen, welche schon vor langer Zeit angestellt worden sind, ertsteht das Tönen durch Abgleiten von Sand infolge starker Erwärmung längs der festen Abdachungen.

Heinrich Mann und Trude Hesterberg.

Es wird in den Kreisen, die in Deutschland sozusagen mit dem öffentlichen Interesse beehrt werden, in letzter Zeit etwas reichlich häufig geschieden und übereilt geheiratet. Da hat sich Tauber scheiden lassen, der allzu beliebte Goethesänger, und man spricht bereits von einer neuen Heirat, die er eingehen will. Da hat der Hauptmannssohn Benvenuto seine Ehe wieder gelöst, da ist der geschiedene Boxer Breitensträter und sein ebenso geschiedener Kollege Prenzel, den Fern Andra verlassen hat, und da erzählt man, daß auch Harry Liedtke wieder auf dem besten Wege ist, sich von seiner — man weiß nicht mehr wievielten — Gattin scheiden zu lassen. Der neueste Fall aber ist der Fall Heinrich Mann. Er wäre vielleicht gar nicht so schnell bekannt geworden, wenn man nicht bei Trude Hesterberg eingebrochen hätte. Aber eines Nachts, es war schon zwei Uhr, kam sie nach Haus in ihre Wohnung und entdeckte mit Schrecken, daß Einbrecher ihre Wohnung heimgesucht hatten.

In der Aufregung vergaß sie, als sie die Polizei herbeirief, ihren Begleiter Heinrich Mann rechtzeitig nach Haus zu schicken. Und so kam es, daß bald ganz Berlin von diesem Abenteuer Heinrich Manns und Trude Hesterbergs sprach. Inzwischen scheint nun die Gattin Heinrich Manns, mit der er seit 15 Jahren glücklich verheiratet ist, in die Scheidung eingewilligt zu haben. Und wenn es sich nicht einer der beiden Teile inzwischen noch anders überlegt, werden Heinrich Mann und Trude Hesterberg in Kürze in den Stand der Ehe treten.

Der falsche Weltmeister.

Das war ein netter, kleiner Skandal, als man in Paris zwei Tage nach dem Siege des eigenen Mannes über den Weltmeister erfuhr, daß dieser Weltmeister gar kein Weltmeister war. Mit großem Trara hatte man den Kampf des amerikanischen Fliegengewichtsweltmeisters Izzy Schwartz gegen den Franzosen Pladner angekündigt. Erst sollte es ein Kampf um den Titel werden, aber als es dann so weit war, stellte sich heraus, daß Izzy Schwartz gar nicht daran dachte, seinen Titel aufs Spiel zu setzen. Der Weltmeister kämpfte zwar und verlor mit Pauken und Trompeten, aber sein Titel stand nicht zur Debatte. Trotzdem war das den guten Amerikanern außerordentlich peinlich, daß ein amerikanischer Weltmeister eine so traurige Figur in Paris abgab, und zwei Tage nach dem Kampf traf plötzlich in Paris ein Telegramm ein, in dem die National Boxing Club Association erklärte, daß sie Izzy Schwartz nicht als Fliegengewichtsmeister anerkenne, daß auf diesen Titel nur Frankie Genaro Anspruch erheben könnte. Eine feine, kleine amerikanische Schiebung, die hoffentlich die europäischen Boxkampfunternehmer endlich darüber belehren wird, wie vorsichtig man den sehr gerissenen amerikanischen Managern gegenüber sein muß.

Die pudernde Gattenmörderin.

In Paris gibt es wieder einmal eine aufregende Mordaffäre. Die bildschöne Gattin eines ehemaligen Kriegsfliegers und Ingenieurs namens Weyler, die bereits früher zweimal geschieden war, hat ihren Gatten erschossen. Sie behauptet zwar, daß das in der Notwehr geschehen sei. Ihr Mann habe vom Kriege her unter nervösen Störungen gelitten. Unter der Einwirkung einer solchen Nervenstörung habe er sie bedroht, und sie habe sich schließlich nicht anders retten können, als indem sie ihn niederschoß. Diese Darstellung wird jedoch von der Pariser Kriminalpolizei als sehr unglaubwürdig bezeichnet, zumal das Dienstmädchen eine ganz andere Schilderung des Vorgangs gegeben hat. Danach sind mindestens drei Schüsse gefallen, zwei davon im Badezimmer, in dem Weyler ein Bad nahm. Er stürzte danach aus dem Zimmer, um zu fliehen, während die Gattin noch einen dritten Schuß auf ihn abfeuerte. So weit die Darstellung des Dienstmädchens, das im übrigen noch seltsame, vor der Pariser Presse in großer Aufmachung wiedergegebene Einzelheiten berichtet. Nachdem die Tat geschehen war, rief die schöne Mörderin das Dienstmädchen herbei und eröffnete ihr in aller Ruhe: „Ich habe meinen Mann niedergeschossen. Was tut man in einem solchen Fall?“ Das Dienstmädchen riet, sofort die Polizei anzurufen und ihr Nachricht zu geben. Als dann die Polizeibeamten mit der Mordkommission erschienen, erbat sich die Mörderin einige Minuten Wartezeit, um sich vor ihrer Verhaftung noch schminken und pudern zu können. Dann wurde sie in das Untersuchungsgefängnis abtransportiert

Zum Kopfzerbrechen.

Entwicklungsrätsel.

Aus Wolle soll Seide gemacht werden. Dieses kann man durch vier Verwandlungen erreichen, und zwar sind bei jedem der drei Zwischenwörter die durch Fragezeichen angedeuteten Buchstaben zu ändern.

W O L L E
— — ? ? — (Gefühl)
? — — — — (Himmelskörper)
— ? ? — — (französischer Fluß)
S E I D E

Silbenrätsel.

Aus folgenden 39 Silben:

a — del — der — dex — dith — e — el — fi — gel — i — i — i — ka — lo — maf — mi — mie — nan — nil — nun — o — on — pferd — rie — ris — sen — ster — ta — ta — ter — tha — the — thel — ti — ti — trin — us — vet — ze

sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen plattdeutschen Spruch ergeben. (z ist als x zu lesen.)

Die gesuchten Wörter bedeuten:

1. Dickhäuter, 2. griechische Halbinsel, 3. Erfinder der Neuzeit, 4. Geheimbund auf Sizilien, 5. Klebestoff, 6. Nachahmung, 7. Nordpolforscher, 8. Teil des Auges, 9. Nadelholz, 10. Verwandten, 11. Oper von Verdi, 12. Mädchennamen, 13. Schutzvorrichtung, 14. Flußmündung, 15. diebischen Vogel, 16. päpstlichen Gesandten. Pl.

„ff“

Eins — zwei als „fein fein“ wohlbekannt,
Zwei — drei 'ne Frau im Spanienland;
Eins — zwei — drei — vier 'ne Heroine
Auf jeder großen Weltstadtbühne. K. N.

Rösselsprung-Königszug.

(Die Felder sind abwechselnd durch einen Rösselsprung und einen Königszug zu verbinden.)

die	schlos-	ser-	er-	le-	des	maul
kunst			den			se
le	al-	auf	Wenn	au	ein	je-
ed-	kunst	ler-	dann	schloß	hän-	ein
be-			den			ge-
ste	die	wär'	müßt'	an-	wer-	get

Pl.

Verwandlungsaufgabe.

Leser Birne Malta Jubel Feder
Magie Eiger Bowle Bluse Münze
Lehen Minne Henne Kamin Earne
Grimm Kelle Karte Block Kabel
Puppe Stirn Heide Maler Seine
Maske Mitte Harke Bulle Weite

Bei vorstehenden Wörtern sind die Mittelbuchstaben zu verändern, so daß neue Dingworte entstehen. Die neuen Buchstaben, der Reihe nach abgelesen, ergeben einen Sinnspruch.

Pyramidenrätsel.

. Vokal
. . Wehruf
. . . Fuchshöhle
. . . . Verbrechen
. . . . . Opernkomponist
. . . . . . Badevorrichtung
. . . . Stadt in Schlesien

An Stelle der Punkte sind Buchstaben einzusetzen. Von oben beginnend, ist in jeder folgenden Reihe durch Hinzufügung eines Buchstabens und unter beliebiger Stellung der übrigen Lettern ein neues Wort von angegebener Bedeutung zu bilden. (Beispiel: A, Ar, Arm, Amor, Roman usw.)

*

Auflösung Nr. 1.

Kreuzworträtsel: Senkr.: 1. Mars. 2. Laus. 3. Jauer. 4. Union. 5. Hai. 6. Elf. 7. Mai. 9. Oel. 11. Emu. 14. Olymp. 15. Agnes. 16. Da. 18. Ar. 19. Most. 20. Ralf. 22. Elis. 23. Zug. — Wagr.: 1. Mal. 3. Ja. 5. Harpune. 7. Maus. 8. Silo. 10. Laie. 12. Ofen. 13. Roman. 17. Lug. 19. Marx. 21. Nerz. 24. to. 25. Ampel. 26. Ur. 27. Stolp. 28. Sieg.

Geheimschrift: (Schlüssel; Pfennig; Mond; Brücke; Onyx; Westen; Hagel.) 1. Die schwierige Heilung des erkrankten englischen Königs. — 2. Byrds erfolgreiche Südpolexpedition. — 3. Die Kämpfe der afghanischen Regierungstruppen gegen die Aufständischen.

Kammrätsel: Kammzähne: 1. Kölnisch. 2. Nessel. 3. Agathe. 4. Danzig. 5. Droschke. 6. Nickel. — Kammrücken: Konrad Duden (geb. am 3. 1. 1829). — Zahnspitzen: Schlegel (geb. am 11. 1. 1829).

Up to date: vor Gefahren — vorgefahren.